

## Johannes Brahms als Briefschreiber

»... daß ich kein Briefschreiber bin.« So jedenfalls äußert sich Johannes Brahms Ende Juni 1873 gegenüber seinem Freund Joseph Joachim, als er meint, dieser habe seinen Brief nicht so verstanden, wie er ihn aufgefasst haben wollte. Aber das liege wohl an ihm selbst. Erklärend heißt es: »Jedenfalls aber – wenn mein voriger Brief noch nicht Beweis genug war, so ist es dieser – daß ich kein Briefschreiber bin.«<sup>2</sup> Diese Aussage steht nicht allein da. So schreibt er am 11. Oktober 1857 entschuldigend an Clara Schumann: »Verzeih mir dies Schwatzen, aber ich kann nicht schreiben, ich habe nicht gelernt, meine Gedanken zu ordnen und auszusprechen.«<sup>3</sup> Entsprechend meint er zehn Jahre später seinem Vater gegenüber: »Liebster Vater, wir sind schlechte Briefschreiber!«<sup>4</sup> Auch wenn er, so kann man vermuten, mit dieser Äußerung dem Vater die Hemmung nehmen will, Briefe zu schreiben, ändert dies an der Selbsteinschätzung nichts. Überhaupt ist Brahms von der Unzulänglichkeit schriftlichen Mitteilens überzeugt. So schreibt er am 3. Oktober 1881 an seinen Verleger Fritz Simrock: »Aber das Schreiben ist doch eine unnütze Sache.«<sup>5</sup> Ähnlich heißt es gegenüber Elisabeth von Herzogenberg gut sieben Jahre später: »Ich habe schon oft gesagt, daß ich besser tue, auf schriftlichen Umgang zu verzichten.«<sup>6</sup> Das begründet er damit, dass er sich oft nicht klar genug ausdrückt und der Adressat seinen Brief nicht verständnisvoll liest: »Gewöhnlich versehe ich es [= mache ich es falsch] mit dem

---

<sup>1</sup> FH, Nr. 1763, S. 96.

<sup>2</sup> BBW V, S. 83.

<sup>3</sup> BWSB I, S. 205.

<sup>4</sup> KST, S. 128.

<sup>5</sup> BBW X, S. 190.

<sup>6</sup> BBW II, S. 220.

Schreiben – sonst aber gewiß der Andre mit dem Lesen!<sup>7</sup> Letzteres mag damit zusammenhängen, dass er, wie er noch 1890 gegenüber Clara Schumann meint, »eigentlich immer nur halbe Sätze« schreibt, zu denen sich »der Leser die andere Hälfte dazu«<sup>8</sup> zu denken hat. Das geht schließlich sogar so weit, dass er ihm inhaltlich Wichtiges, ihn innerlich Bewegendes, das ihm »durch Kopf und Herz geht«<sup>9</sup>, lieber ungesagt lässt.

Dies alles trägt zu seiner »Schreibunlust«<sup>10</sup> oder seiner »Schreibfaulheit«<sup>11</sup> bei, die sich als ein Thema durch seinen gesamten Briefwechsel zieht. Diese »Unlust zum Schreiben«<sup>12</sup> hat aber noch andere Ursachen. Worüber Brahms immer wieder klagt, das ist die Fülle der Briefe, die er zu schreiben gezwungen ist, so etwa gegenüber Fritz Simrock, dem er schreibt: »Es ist entsetzlich, wie ich mit Briefen überschwemmt werde. Gelobt, gefragt, geladen, daß man nicht weiß, wie antworten!«<sup>13</sup> An anderer Stelle ist von einer »Briefmasse«<sup>14</sup> die Rede, die er bei der Rückkehr aus dem Urlaub zu Hause vorfindet, oder von einer »Ladung Briefe«<sup>15</sup>, die er im Urlaub nachgeschickt bekommt und die er zu beantworten gezwungen ist. Einmal macht er sich Luft, indem er an Laura von Beckerath schreibt: »Ach Gott, entschuldigen Sie den Brief, es ist der 12te heute morgen!«<sup>16</sup> Folge der Briefflut ist, dass Brahms immer wieder einmal nicht oder viel zu spät antwortet oder sich bedankt, etwa im Mai 1876 für ein Weihnachtsgeschenk. Dazu äußert er gegenüber Julius Stockhausen: »Guten Freunden gegenüber wird mein Papier nicht mehr roth, aber oft genug vor Fremden. Ich schäme mich [...].«<sup>17</sup> Ergänzend heißt es, er sei »gar liederlich im Schreiben«.

Um seinen Pflichten gegenüber seinen Briefpartnern nachzukommen, weicht Brahms dann oft humorvoll einer ausführlichen Antwort aus und entwickelt dabei einen schier unendlichen Variationsreichtum. Das geschieht einmal, indem er die 1869 in Österreich eingeführten *Correspondenz-Karten* als Mitteilungsmedium verwendet. Dort heißt es dann am Ende einer solchen: »Warum ist das kein Briefbogen? Da schriebe ich am Ende weiter.«<sup>18</sup> Oder er wählt ein kleinformatiges Briefpapier und dankt dann Gott, »daß das Papier [schließlich] am Ende ist«<sup>19</sup>. Ein anderer Weg, der Schreiblast Herr zu werden, besteht darin, dass er Briefe ankündigt, von denen die Adressaten aufgrund ihrer Erfahrung bald wissen, dass er sie

nie schreiben wird und auch nicht vorgehabt hat, dies je zu tun. So schickt er an Laura von Beckerath eine Postkarte, die lautet: »Verehrteste, der lange und schöne Brief wird erst morgen fertig und ich sage einstweilen, daß ich durchfahre nach Kassel.«<sup>20</sup> Und Fritz Simrock neckt er mit einer Postkarte aus Florenz, auf der es heißt: »Dies ist der letzte von den Grüßen« – in Wahrheit der erste und einzige. Darauf fährt er fort: »Hoffentlich haben Sie die früheren, schöneren, längeren Berichte gut bewahrt und gern gelesen.«<sup>21</sup> Schließlich weiß Brahms seiner Schreibunlust hin und wieder einen Zug von Selbstironie zu geben, wenn er zum Beispiel an Elisabet von Herzogenberg schreibt, er dürfe beim Schreiben des an sie gerichteten Briefes nicht länger warten, bis »der heilige Geist des Briefschreibens«<sup>22</sup> über ihn komme und er sich bei ihr angemessen für ihren Brief bedanken könne; deshalb werde er nur ihre Fragen beantworten. Als einmal ein Brief wider Erwarten länger geworden ist als beabsichtigt, heißt es am Ende eines Briefes an Laura von Beckerath: »Verzeihen Sie, wenn ich mich meiner Leidenschaft im Briefschreiben Ihnen gegenüber gar so gehen lasse! Aber ich muß Ihnen doch noch einmal danken für Ihr so liebenswürdiges Schreiben, und dann schickt es sich auch, daß ich Ihnen ein möglichst schönes neues Jahr wünsche!«<sup>23</sup>

Wenn Brahms gar keine Ausrede mehr einfällt, wie er einen Brief kurzhalten kann, muss schließlich hin und wieder seine Schreibfeder als Grund für die Beendigung eines Briefes herhalten. So endet er einen etwas länger geratenen Brief an Ernst Frank, gleichsam mit einem Augenzwinkern, mit den Worten: »Die Feder leidet's nicht mehr lieber Freund, sie schreit, sie kann nicht so schnell, sie läßt sich nicht weiter außfausteln [= länger hinhalten].«<sup>24</sup>

Sosehr sich Brahms auf der einen Seite darüber beklagt, dass ihm das Briefschreiben zur Last werde und ihm die Zeit raube, die er gern auf andere Dinge verwenden würde, ja ihn sogar, wie er im Februar 1878 an Hermann Levi

7 Ebenda.  
 8 BWSB II, S. 422.  
 9 Ebenda.  
 10 BBW X, S. 77.  
 11 BBW XII, S. 119.  
 12 BBW XV, S. 126.  
 13 BBW IX, S. 165.  
 14 BBW VIII, S. 125.  
 15 BWSB II, S. 231.  
 16 KST, S. 47.  
 17 BBW XVIII, S. 118.  
 18 BBW VIII, S. 139.  
 19 BBW XI, S. 136.  
 20 KST 1979, S. 48.  
 21 BBW X, S. 72.  
 22 BBW I, S. 96.  
 23 KST 1979, S. 41.  
 24 BBW XIX, S. 59.

10 schreibt, am Komponieren hindere, ist er auf der anderen Seite doch auch auf besondere Weise mitteilungsbereit und mitteilungsfreudig. Was er dabei gar nicht mag, ist, in »Kürze und Eile«<sup>25</sup> bzw. in »Eile und Flüchtigkeit«<sup>26</sup> zu schreiben. In solchen Fällen sieht er sich gezwungen, zu »schreiben wie telegraphiert«<sup>27</sup>, und er wagt deshalb gar nicht erst, »von etwas Besonderem anzufangen« und »auszureden«<sup>28</sup>, das heißt, ein Thema näher auszuführen. Wie ein Brief im Idealfall aussehen könnte, zeigt der Anfang eines Briefes, den er im Februar 1895 an Franz Wüllner sendet. Dieser lautet: »L[ieber] F[reund]. Ich dachte in ruhiger Stunde recht behaglich Deinen Brief zu erwidern, von manchem Schönen und Guten zu plaudern, das uns gemeinsam angeht – und nun stellst Du mich zwischen 2 Heubündel und verlangst gegen alle Tradition, daß ich mich rasch entscheide [für eine aktive Teilnahme am Musikfest in Köln].«<sup>29</sup> Wenn Brahms viele Jahre früher, im Juni 1878, gegenüber Otto Dessoff geklagt hat, er habe in seinem Leben »noch keinen gemütlichen behaglichen Brief«<sup>30</sup> geschrieben, so mag das vielleicht bis dahin gelten, wenn es nicht übertrieben ist. Aber es gibt genügend Beispiele in der Gesamtkorrespondenz, die dies widerlegen. Das sind Brahms' schönste Briefe. Sie zeigen zudem, dass er auch die »schöne Gabe, geistreiche Briefe zu schreiben«, besessen hat, von der er behauptet, sie habe »keinen Wert«.<sup>31</sup>

»... daß ich kein Briefschreiber bin.« Das stimmt, und es stimmt auch nicht. Es kommt darauf an, wie man diese Aussage versteht. Brahms ist nicht das, was man vielleicht einen typischen Briefschreiber nennen könnte, typisch in dem Sinne, dass es diesem primär darum geht, sich über alle möglichen Themen ausführlich und tiefgehend auszulassen und auszutauschen sowie in eine geistige Auseinandersetzung mit seinen Briefpartnern zu treten – bei seiner Bandbreite von Interessen und Wissen eigentlich naheliegend. Häufig ist zu lesen, dass er sich lieber mündlich austauschen möchte, was nicht nur für ihn gilt, sondern auch für seinen künstlerischen Freundeskreis, mit dem er die Sprachskepsis teilt, die eine schriftliche Fixierung eines Sachverhalts als unzulänglich erscheinen lässt. Im mündlichen Verkehr kann er alles Mögliche »erzählen«, was er »nicht zum Geschriebenen eintrocknen kann«.<sup>32</sup> Zudem scheut er

die briefliche Kommunikation, etwa mit Clara Schumann – und darin ist sie ganz seiner Auffassung –, wenn es um musikalische Themen geht. Briefe lassen, so beider Meinung, eine differenzierte Auseinandersetzung nicht zu, weil sie zu unerwünschten und zeitlich nicht ausführbaren Längen führen, andererseits eine mündliche Diskussion eine sofortige Rückkoppelung ermöglicht und so die Verständigung über bestimmte Sachverhalte einfacher wird. »Plaudern ist besser als kritzeln«<sup>33</sup>, schreibt er am 7. November 1893 an sie.

Auf der anderen Seite – das kann gar nicht genug betont werden – war Brahms ein versierter und gekonnter Briefschreiber. Er schrieb sachorientiert und adressatenbezogen, war in vielen Formen zu Hause und beherrschte viele Tonlagen und Stilebenen, je nach Anlass, Zweck und Ziel. Davon zeugt der Facettenreichtum der 16 ausgewählten Briefe. Es wäre ein großer Verlust gewesen, wenn sie der Vernichtung durch Brahms zum Opfer gefallen wären. Das wäre beinahe geschehen, jedenfalls was den Briefwechsel zwischen Clara Schumann und ihm betrifft, als sie zwischen 1885 und 1887 ihre Briefe austauschten mit der Absicht, sie zu vernichten, damit sie nach beider Tod nicht in falsche Hände gerieten. Clara Schumann hielt sich, zum Glück, nur zum Teil daran, aber Brahms, der, wie er Clara Schumann im Mai 1887 mitteilt, ohnehin nicht vorhatte, seine Briefe »zum Buchbinder zu bringen«<sup>34</sup>, das heißt zu veröffentlichen, warf sie in den Rhein. Im März 1893 erzählte er dann Richard Heuberger: »Nun habe ich alles vertilgt. Von mir soll man nichts finden.«<sup>35</sup>

25 BBW II, S. 43.

26 BBW XV, S. 126.

27 BBW VII, S. 172.

28 BBW XV, S. 126.

29 BBW XV, S. 182f.

30 BBW XVI, S. 181.

31 BBW VII, S. VII.

32 BWSB II, S. 276.

33 BWSB II, S. 533.

34 BWSB II, S. 316.

35 RH, S. 60.